

Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(4. Fortsetzung.)

„Nein, nein! er soll nicht sterben!“ schrie sie und setzte unter die Beine, die sie eben geschrieen, ihren Namen.
Der Cardinal nahm den Hirtentrostungsbehl und schrieb in großen Buchstaben quer über das Papier das Wort: „Begnadi!“
„Frei!“ rief Diane.
„D. nein! das nicht!“ entgegnete Richelieu lächelnd; „ich habe ihm das Leben gerettet und halte mein Wort; er kommt in die Bastille.“
Das junge Mädchen hatte nicht die Kraft, sich zu entziehen. Raoul lebte; das war alles, was sie für den Augenblick erlangen durfte. Doch die Aufregung war für ihre Kräfte zu stark gewesen, und ohnmächtig fiel die arme Diane vom Sessel herab auf den Fußboden.
Ohne einen Blick auf sein Opfer zu werfen, kinnete Richelieu und befahl seinem Kammerdiener:
„Lassen Sie Frau von Grammont kommen!“
Wenige Minuten später erschien die Herzogin, die allmächtige Vertraute und Freundin der Königin. Dennoch trug ihr Gesicht in diesem Augenblick den Stempel der Furcht; man fühlte, daß der Cardinal sie in Folge eines Geheimnisses beherzte.
„Frau Herzogin,“ begann er ohne jede Schonung in gebieterischem Tone. „Sie werden sich auf der Stelle zu Le Marquis begeben.“
„Dem Arzt der Königin?“
„Ja!... Sie werden dort ein Kind finden, das Sie ihm in meinem Namen abverlangen werden.“
Die Herzogin sah ihn überaus an, und er fuhr in schroffem Tone fort:
„Sagen Sie nicht in dieses Geheimnis zu dringen, ich wünsche, daß man mir ohne Zögern und ohne Reue gehorcht!“
Frau von Grammont verneigte sich und hauchte:
„Ich stehe Ew. Eminenz ganz zu Diensten!“
„Gut!“
„Doch was soll ich mit diesem Kinde anfangen?“
„Ohne ihr zu antworten, fragte Richelieu:
„Welche Dame ihrer Umgebung halten Sie für die zuverlässigste?“
„Ohne Zögern verneigte die Herzogin: „Frau von Andigné, Monseigneur!“
„Sie sind ihrer Verschwiegenheit sicher?“
„Ich bürgere für die Marquise wie für mich selbst.“
„Gut!“ erklärte Richelieu. „Doch das ist noch nicht alles... wir brauchen eine Amme.“
„Auch dafür werde ich sorgen...“
„Sehr gut... jetzt handelt es sich nur noch darum, einen Reisewagen auszuheben.“
„Einen Reisewagen?“
„Ja... das Kind muß von Paris fortgebracht werden... doch den Wagen übernehme ich... um zehn Uhr Abends wird er... ebenso wie die Koffer... vor einer der Thüren des Schlosses stehen.“
„Eine Koffer?“ fragte Frau von Grammont.
„Sie wundern sich zu viel, Frau Herzogin!“ entgegnete Richelieu mit schneidender Stimme. „Sie vergessen, was ich Ihnen gesagt habe: keine Reue!“
„Verzeihung, Monseigneur!“
„Also, um ganz sicher zu gehen, rekapitulieren wir... Sie holen das Kind von dem Arzte ab... lassen es ins Schloss bringen... schließen es mit der Amme in ein abgelegenes Zimmer ein... und heute Abend erwartet Sie wie Frau von Andigné einen Reisewagen, der von Chevauxlegers eskortiert werden wird.“
„Monseigneur, es wird alles nach Ihren Befehlen geschehen!“
„Warten Sie, Herzogin... das ist noch nicht alles...“
Damit wandte sich Richelieu seinem Tische zu, nahm den Brief Dianes und faltete ihn zusammen. Dann ergriff er einen Wachstuch, doch als er ihn eben zum Lichte führen wollte, hielt er inne.
„Ich brauche ein Pflaster!“ murmelte er.
Sein Blick fiel auf das junge Mädchen, das regungslos auf der Erde lag. Er neigte sich über sie, eroberte ihre Hand und zog ihr einen Ring vom Finger. Einen Augenblick später übergab er der Herzogin einen mit dem Wappen der Luces versehenen Brief.
„Die Adresse fehlt,“ bemerkte Frau von Grammont.
„Das thut nichts; der Brief ist für die Gräfin von Pontballais bestimmt.“
„Und kommt?“
„Von Fräulein Diane de Luze, ihrer Nichte.“
Die Herzogin verneigte sich, und Richelieu verabschiedete sich mit einer Handbewegung.
So sehr sie der mächtige Prälat auch in seiner Gewalt hatte, so achtete sie doch nicht so leicht, sondern deutete mit mitleidiger Miene auf das am Boden liegende junge Mädchen und sagte in flehendem Tone:
„Monseigneur, gestatten Sie mir nicht... Das arme Kind!“

„Das arme Kind!“
„Kümmern Sie sich nicht darum!“ entgegnete ihr der Cardinal. „Geben Sie, Herzogin!... Und thun Sie buchstäblich, was ich gesagt habe!“
Frau von Grammont verschwand.
Als die Thür sich geschlossen hatte, versiel die rote Eminenz in tiefes Sinnen und berechnete die Tragweite der Handlung, die er eben begangen.
Der Vater Joseph war aus dem dunkeln Winkel herausgetreten, in den er sich gewöhnlich zurückzog, und murmelte achselzuckend vor sich hin:
„Immer Halbheiten, immer halbe Entschlüsse... Doch nur gemacht; ich bin da und wackel... Das Kind wird das Schloß der Gräfin von Pontballais nicht erreichen...“
Das übrige ist bekannt.
Wir wissen, daß die graue Eminenz eine Schaar von Abenteurern abgeschickt hatte, um sich des Kindes zu bemächtigen und Frau von Andigné den Weg abzuschneiden, wir wissen, wie der Heldenmuth und die Tapferkeit Cyrano diesen finstern Plan durchkreuzt, und wie endlich Ramonisse, den der Vater Joseph ausgeschiedt, um zu erfahren, wie seine Befehle ausgeführt worden waren, seine Mission erfüllt hatte...
8.
Indessen galoppierte Cyrano auf dem Pferde des Gardehauptmanns in der Richtung nach Paris. Der Morgen war lau und milde, und der junge Mann zog mit Behagen die frische Luft ein. Er schien die Vorfälle der Nacht völlig vergessen zu haben, nur sein gewöhnlich so heiteres und sorgloses Gesicht war ein wenig blaß. Dennoch konnte man glauben, er hätte keine Erinnerung mehr an die Kämpfe, die er bestanden, noch an die Vorkämpfe, mit der er betraut worden war.
Doch Cyrano vergaß nichts...
„Wahrhaftig,“ sagte er sich, „ich werde einen besseren Weg nach St. Germain haben, wenn ich Paris verläßt... Auf diese Weise läßt sich alles vereinigen: die Pflicht... und die Liebe... Ich werde nach der Place Royale mit heranziehen, um zu erfahren, wie meine theure Diane meine Abwesenheit erträgt...“
Er unterdrückte sich und fuhr traurig fort: „Ah! wie kann ich mich nur der Illusion hingeben, ein so entzückendes Geschöpf könne mich anders als freundschaftlich lieben!... Doch gleichviel!... verlieren wir keine Minute!“ Gleichzeitig gab er seinem Pferde die Sporen, und unterdrückte dabei einen Fluch, denn er hatte eben wieder an der verunrohten Schulter einen heftigen Schmerz empfunden. Das Pferd sprenkte im Galopp dahin.
Hinter ihm kam sein Diener. Der arme Junge hatte sicherlich kein Anspruch darauf erhoben, ein vorzüglicher Reiter zu sein, denn er taumelte auf seinem Pferde wie ein Betrunkener hin und her. Jeden Augenblick fürchtete er, herunter zu stürzen, und Cyrano hörte ihn schöhnen:
„Ich glaube, ich werde das Ziel nie erreichen!“
Blickend erblickte der Gasconner einen Gasthof auf der Landstraße.
Man befand sich am Kreuz von Bourq, und Cyrano fühlte sich versucht, hier eine erste Rast zu halten, denn seine Wunden schmerzten ihn mehr und mehr, und seine brennende Zunge und sein trockener Gaumen verlangten dringend nach frischem Wein... Doch die Zeit war kostbar, und heldenmüthig gab der junge Mann seinem Koffer die Sporen.
Jolivet, der sich an sein Pferd wie an eine Rettungsplanke angelamert hatte, fühlte sich wie im Wirbelwind davongetragen und erwartete jeden Augenblick, sich mit zerklüfteten Gliedern und zertrümmertem Schädel auf der Landstraße wiederzufinden, denn er merkte, daß seine Kräfte zu Ende gingen und schloß, auf alles gefaßt, die Augen. Plötzlich aber hatte er die Empfindung, daß sein Pferd Trab einschlug, dann im Schritt ging und endlich ganz stehen blieb...
„Ja man in Paris ein?... War das Ende seiner Leiden gekommen?... Nein... Der arme Teufel blühte sich um. Man befand sich in einem großen Dorfe, das als Bourq-la-Reine erkannte.
Beim Anblick eines neuen Wirthshauses, das recht einladend am Rande des Weges dastand, hatte Cyrano nicht länger zu widerstehen vermocht. Er stieg vom Pferde und rief:
„Gut, Wirthschaft!... Wein!“
Gleichzeitig rüttelte er heftig an der Thürklinke, die aber zu seiner großen Ueberraschung widerstand.
„Geschlossen?... Das kommt doch bei einer Gasthofstür sonst gerade nicht vor...“
Cyrano besah, wie man wohl schon bemerkt hat, gerade keine Engländer, und so schrie er, mit der Faust gegen die Thür donnernd:
„Zum Teufel, wirst du öffnen, verdammter Belzebub!“
„Ja, ja! mach dich nicht so viel Värm, Herr Edelmann!“ versetzte eine drumme Stimme, die von oben kam.
„Wah! du bist es, Bandit!“ rief der junge Mann, „der sich erlaubt, mich so lange warten zu lassen... Zum Teufel! ich werde dich durch eine Tracht Prügel Höflichkeit lehren!“

Der andere ließ sich von diesen Drohungen nicht erschüttern, und wüthend begann Cyrano von neuem zu schreien:
„Wirst du öffnen, Hallunke?... Bei den Hörnern des Teufels sage ich dir...“
In größter Gemüthsruhe versetzte der Wirth:
„Zieht weiter, Herr Edelmann... Mein Haus ist voll...“
„Du läugst!“ entgegnete Cyrano, der sich einem Parterrefenster genähert hatte; „es sieht keine Kage in deiner Küche und ich bemerke da einen Tisch, an dem du mit sehr bequem einen Becher Wein auftragen kannst...“
„Wenn ich es doch sage, Herr Edelmann...“
„Und ich sage dir, du Satanskoch, wenn du die Thür nicht autwillig öffnest, so werde ich sie erbrechen.“
Der junge Mann glaubte ein höhnisches Lächeln zu hören, das seine Wuth noch erhöhte.
„Solla, Jolivet,“ rief er, „deine Schulter ist ja gesund, brüde dich diese Flügel ein... Du wirst keine große Mühe haben; sie ist nicht besonders fest...“
Der Diener ließ sich das nicht zweimal sagen und sprang schnell vom Pferde. Die Aussicht, selbst nach hartem Kampfe einen bequemeren Sitz zu erobern, als den Sattel eines Pferdes, gefiel ihm sehr. Schon rannte er auf die Thür zu, um den empfangenen Befehl auszuführen, da öffnete sie sich von selbst, und ein Edelmann von stolzer Haltung erschien auf der Schwelle. Eine jugendliche schöne Erscheinung mit braunem Vordenhaar, trug er ein graubraunes Wammis unter einem Mantel von violetterm Sammet, während ein feiner Spitzentragen seine Brust schmückte.
Dieses gefuchte Costüm stand in greulichem Gegensatz zu dem Cyranos, denn das Wammis und der Tuchmantel des Gasconners waren grau von Staub, und mehr als ein Riß zeigte sich auf ihnen.
Cyrano sah diesen Mann zum ersten Male und seine Wuth stieg, als er ihn höhnisch lächeln sah.
„Mein Herr,“ rief er zornig, „darf ich wissen, was Ihre Heiterkeit erregt?“
In hochmüthigem Tone versetzte der andere:
„Ich lache, wenn es mir beliebt... und habe Niemanden Redenshaft zu geben... Geht Eurem Wege, Freund!“
Aüßer sich vor Wuth legte Cyrano die Hand auf den Schwertgriff und brüllte:
„Ist das ein Befehl?“
„Nein, ganz einfach, ein Rath... Und ich glaube, der beste, den man Euch geben kann...“
„Ich nehme nicht die Rathschläge des ersten besten Geden an, der es für gut befindet, sich auf meine Kosten zu belustigen...“
Der Hieb sah; der Edelmann legte ebenfalls die Hand auf den Schwertgriff und sagte, auf den Gasconner zutretend:
„Ihr sucht Händel?... Das ist sehr unklug... Bevor man Leute angreift, ist es gut zu wissen, wer sie sind... Doch ich bin heut in nachlässiger Laune... und Ihr sollt Eure Ungehorsamkeit nur mit einem guten Degenlich bezaubern... da Euch aber so viel daran liegt, so will ich Euch verathen, was mich zum Lachen brachte.“
„Endlich!“
„Ich wunderte mich über gewisse Ungerechtigkeiten, die die Natur begibt.“
„Sprecht weiter!“ rief der Gasconner in heiserem Tone.
„Ich finde es sehr seltsam,“ fuhr der Unbekannte fort, „und auch sehr ungerecht, daß ein Herr den dreifachen Stoff einer gewöhnlichen Nase für sich genommen hat, während sein Lakai...“
Er deutete auf Jolivet, und seine Bemerkung war nicht ganz unbedeutend, denn während das Profil Cyranos sich durch einen außerordentlichen Gesichtsausdruck auszeichnete, besaß das des Dieners nur ein stumpfneschen.
„Das ist demüthigend für diesen armen Kerl!“ sagte der Edelmann, dessen Scherz trotz seiner Richtigkeit recht geschmacklos war.
Für Cyrano nahm sie den Umfang einer blutigen Beleidigung an, und er rief:
„Teufel, ich will Sie lehren!“
Gleichzeitig machte er mit erhobenem Rappier einen Ausfall; doch plötzlich hielt er inne, denn er hatte im Innern des Hauses eine elegante weibliche Gestalt bemerkt, die mit gleichzeitig singender und etwas heiferer Stimme in fremdländischem Dialekte sagte:
„Nun, Henri, was thun Sie denn?“
„Eine Spanierin!“ dachte Cyrano.
Der Edelmann hatte sich schnell umgewendet und versetzte:
„Ich vertheibe den Gasthof gegen den Ueberfall eines Eindringlings...“
„Sehr schön... doch unsere Freunde werden ungeduldig, und Herr v. Fonttrailles...“
„Ich will nur diesen jungen Kerl züchtigen, und komme dann sofort.“
Die Dame war zweifellos neugierig, diesen Gegner zu sehen, denn sie näherte sich der Thür und beugte sich hinaus, so daß der Gasconner sie bequem betrachten konnte. Sie war sehr schön mit ihrem goldbraunen Teint, ihren rothen Lippen und ihren großen dunklen Augen unter den schwarzen schwarzen Fächeln. Doch in ihrer Schönheit lag mehr imponirende Kraft, als Rauber, und Cyrano fühlte sich abgestoßen, denn er bemerkte Härte in ihrem Blick und Grausamkeit in ihrem Lächeln, und bald sollte er erfahren, daß seine Beobachtung richtig gewesen war.
Die Dame hatte ihn gemustert und

rief unter lautem Lachen:
„Ah, Monseigneur! Sie wollen sich mit einem solchen Kafentönige messen!“
Das war zu viel des Spottes, und Cyrano nahm sich vor, seinen Beleidiger für beide bezahlen zu lassen; er stellte sich zum Kampfe auf und sagte:
„Beginnen wir, mein Herr!“
Doch bei der ersten Parade erkannte Cyrano, daß er mit einem starken Gegner zu thun hatte.
„Um so besser,“ murmelte er, „Um so größer wird mein Verdienst sein.“
Der andere verdoppelte seine Angriffe und Finten, und Cyrano vertheidigte sich zuerst nur schwach. Der Unbekannte ließ sich dadurch täuschen, bis der Gasconner einen heftigen Ausfall machte und seinem Gegner das Rappier aus der Hand schlug. Cyrano bemächtigte sich der Waffe und sprach, sie Jolivet zuwerfend:
„Ich behalte das Schwert... und wenn ich es Ihnen zurückgebe, so soll es zu einer ersten Rebände dienen... denn dann werden wir vor Männern kämpfen.“
Während dieser Worte wandte sich der Gasconner der Thür des Gasthofes zu; er wollte sehen, ob die Spanierin noch immer über ihn lachte. Doch sie war verschwunden.
Wüthend, mit geballten Fäusten stürzte ihm der unbekannte Edelmann nach. Mit einer neuen Beleidigung, mit einer Ortfolge wollte er Cyrano zwingen, den Zweikampf auf der Stelle wieder aufzunehmen, doch eine Gruppe von etwa zwölf Mann kam aus der Gaststube gestürzt, um sich zwischen die Kämpfer zu werfen.
„Henri!“ rief einer von ihnen, „Ihre neuen Thorheiten!“
„Sie verzeihen,“ sagte ein anderer, „von wem wir erwartet werden.“
„Wollen Sie denn alles aufs Ziel setzen?“ fügte ein Dritter hinzu.
Unter den verschiedensten Formen wiederholten seine Gefährten dieselben Bemerkungen.
Die Männer redeten in einer fremden Sprache, die Cyrano als reines Kastilianisch erkannte.
Ihr Freund wollte sich widerlegen und sie zogen ihn fast mit Gewalt fort, so daß sich Cyrano mit seinem treuen Jolivet allein vor der Herberge sah. Fast in demselben Augenblick hörte er Pferdebestampfen und Räderrollen. Ein Thorweg öffnete sich, und Karroffen kamen im Galopp heraus. In dem letzten erkannte der Gasconner seinen Gegner, während die Spanierin an seiner Seite saß.
Als Belohnung für seine Heldenthat und seine Großmuth hatte der junge Mann auf die Gunst eines sanfteren Blickes und eines weniger spöttischen Lächelns gehofft; doch nur ein noch höhneres Lachen drang an sein Ohr, dann verschwand er in Wagen...
Eine lange Zeit blieb der junge Mann auf der Landstraße stehen, dann drohte er dem davonfahrenden Wagen mit der Faust nach und rief:
„Wehe dir!... Wir wollen sehen, ob du nicht schließlich noch über mich witzeln wirst!“
Um die Reisenden bei der Abfahrt zu begrüßen, hatte auch der Wirth seine Lute verlassen. Die Heldenthat des jungen Gasconners hatte großen Eindruck auf ihn gemacht, und er bereute sein großes Benehmen jetzt bitter. Was sollte wohl aus ihm werden, wenn ihm dieser streitbare Ritter zu Leibe ging? Der Wirth stand er mit der Mütze in der Hand vor der Thür seines Gasthofes. Cyrano bemerkte ihn, eilte auf ihn zu und rief:
„Halt, du da, du wirst mir sagen...“
Der Wirth verkannte den Sinn der Worte, und glaubte, er müßte sich entschuldigen.
„Herr Edelmann,“ begann er mit furchtbarer Lebhaftigkeit, „jegt, da die Herren fort sind, gehört die Herberge Ihnen...“
„Gut, du schufst, ich frage den Teufel nach deiner Parade!“
„Ihnen... das vom Keller bis zum Giebel!“ wiederholte der andere.
„Genug! ich will nur wissen, wer diese Leute sind!“
Der Gastwirth wurde ruhiger, er hatte den Stolz des Fremden geschüttelt, doch dieser schien alles vergessen zu haben. Aber seine Freude währte nicht lange, denn Cyrano fuhr in wüthendem Tone fort:
„Willst du mir antworten, zum Teufel?... Den Namen dieser Männer!“
„Ich weiß sie nicht,“ stotterte der dicke Gastwirth.
„Du läugst!“
„D. ich schwöre Ihnen...“
„Nun, so sprich... oder ich drehe dir den Hals um!“
Der Unglückliche schwankte auf seinen beiden Beinen hin und her und versicherte leichenbläß:
„Ich kenne sie nicht... oder ich kenne vielmehr nur einen,“ beilte er sich, auf eine drohende Geberde hin zu verberfenn.
„Und dieser eine ist...“
„Herr von Fonttrailles... ein Marquis.“
„Das macht mich nicht klüger! Und der Mann, mit dem ich mich geschlagen habe?“
„Ich schwöre Ihnen, ich habe ihn nie gesehen!“
„Nun, ich werde es schon erfahren.“ rief Cyrano, doch plötzlich drehte er sich um, denn eine Stimme sagte hinter ihm:
„Der Mann spricht die Wahrheit!“
Der Gasconner sah sich einem kleinen, schwächlichen, vollständig grau gekleideten Manne gegenüber, der nach Cyranos Ansicht niemand anders sein konnte als ein Lakai, d. h. ein Lakai, dem sein Herr die Libree abgenommen, jenseitfalls um ihn mit einer geheimnissvollen und delikaten Mission zu betrauen. Das war übrigens damals so üblich, und wollte ein Edelmann sich nicht durch seine eigenen Farben ver

then, so ließ er seinen Diener grau einbleiben.
Cyrano hatte den Fremden, der das Wort an ihn gerichtet hatte, also sofort erkannt, und dieser betrachtete den Gasconner mit pfiffigen Blicken, dann fuhr er fort:
„Der Wirth käme in große Belegenheit, wenn er Ihnen mehr sagen sollte...“
„Und Sie selbst?“
„Ach, das ist etwas anderes!“
„Sie kennen diese Leute?“
„Alle...“
„Nun, so sagen Sie mir... Sprechen Sie schnell!“
„Das ist für heute unmöglich. Ein Gnaden!“
„Nennen Sie mir wenigstens einen!“
„Der, mit dem Sie sich geschlagen haben?“
„Ja!“
Der Lakai schien einen Augenblick zu überlegen, dann erhob er mit entschlossener Miene das Haupt und fragte:
„Wären Sie wohl der Mann, ihm einen tüchtigen Degenstich zu versetzen?“
„Diesem Geden im grauen Wammis?“ fragte Cyrano zurück.
„Ja!“
„Ich habe es ihm versprochen und werde Wort halten!“
„Gut!“
Es lag in der Stimme des kleinen Mannes gleichzeitig etwas so Bestimmtes und Einschmeichelndes, daß der Gasconner nicht einmal bemerkte, daß er eine Art von Verhör bestand.
Inzwischen sagte der andere mit zufriedener Miene:
„Dadurch wird vieles vereinfacht... Der Vater Joseph wird mit mir zufrieden sein!“
Darauf beugte er sich zu dem jungen Manne herüber und fügte hinzu:
„Um diesen Herrn wiederzusehen, müßten Sie nach Saint-Germain gehen!“
„Ganz recht, dahin begeben ich mich eben!“
„Vortrefflich!... Treffen wir uns im „Eisernen Kreuz“...“
„Ist das ein Gasthof?“
„Ja... nicht weit vom Schlosse... Fragen Sie nach Bercepin.“
„Das sind Sie?“
„Ja, das bin ich.“
„Und Sie versprechen mir, daß ich meinen Gegner wieder auffinden werde, der mir eben entwischt ist?“
„Ich verspreche es Ihnen!“
„Werben Sie mir auch den Namen der Spanierin nennen?“
„Der schönen und unverfälschten Person, die ihn begleitete?“
„Ja!“
„Nichts leichter als das... doch wenn ich Ihnen einen Rath geben darf...“
„Bursche,“ rief Cyrano ärgerlich; „ich glaube, du vergriffst dich!“
„Verzeihen Ew. Gnaden,“ bat der andere, ohne allzugroße Demuth zu zeigen, und fuhr dann in seinem klaren, knappen Ton fort:
„Verständigen wir uns also noch einmal... Heut Abend im „Eisernen Kreuz“... Bercepin... Der Baron von Bergerac wird nach ihm fragen...“
„Wie? Du kennst mich also?“
„Ich habe diese große Ehre, Herr Cyrano.“
„Meiner Treu, ich wäre doch neugierig...“
„Oh, das ist mein Geheimniß!“
Doch das Pferd des Gasconners ward unruhig, es sprang auf dem Plage umher, so daß Jolivet es kaum länder konnte. Der junge Mann beruhigte es, und als er zu dem Lakaien zurückkehren wollte, war dieser verschwunden. Anders aber stand es um den Durst Cyranos, der immer stärker wurde, und so rief der Gasconner denn dem biden Wirth zu:
„Bringe mir schnell etwas zu trinken!“
Mit Behagen schlürfte er den frischen Wein, und ohne sich bitten zu lassen, folgte Jolivet dem Beispiele seines Herrn. Dann schwang sich Cyrano in den Sattel und rief dem Wirth zu:
„Für deinen Labrettrunk schulde ich dir einen Thaler...“
„Einen Thaler?“ versetzte der andere verblüht.
„Doch da ich jetzt kein Geld besitze, so kann ich dir meine Schuld erst in den nächsten Tagen bezahlen...“
Das Entzücken des Wirthes wich einer Enttäuschung. Inzwischen hatte Cyrano seinem Pferde die Sporen gegeben, während Jolivet sich verzweifelt an die Mähne des feinsten klammerte.
Der Galopp begann von neuem; in einer halben Stunde erreichte man Paris, und die beiden Reiter zogen durch die Frouburg Saint-Jacques in die große Stadt ein.

die berühmte Schenke zum „Kienapfel“, welche unter Ludvig dem Dreizehnten in voller Blüthe stand. Bornehme Herren vergaßen hier die Langerweile des Hofes, und eine große Anzahl von Dichtern, wie Theophile de Viau, Chapelain, Saint-Amant, suchten hier gern Anregung im Wein.
An diesem Tage war zum Mittagmahl der große Saal vollstänbig besetzt; und Gläser und Gabeln verarsachten ein freudiges Klappern, während auf den Tischen die Schüsseln dampften und Becher und Flaschen eine lange Reihe bildeten.
An einem der Tische saßen vier bedeutende Persönlichkeiten, erstens der König des Hauses, der Kaiser der Gegenwart, Marc-Antoine de Bergerac, Herzog von Saint-Amant. — Der fröhliche Dichter war soeben im Begriff, seinem Titel als erster Ritter der Welt Ehre zu machen. Neben ihm — und ebenso beliebt und rothbäckig — saß der von ihm unzertrennliche Nicolas Faret. Ihnen gegenüber hatten zwei andere Gefährten Platz genommen; der eine war der jüngere Sohn des Hauses Lorraine-Elsau, sein Nachbar der Marquis von Narveze, ein geistreicher Tischgenosse und tüchtiger Trinker.
Am nächsten Tische saßen mehrere junge Leute, welche über die Reden der anderen herzlich lachten; doch plötzlich sagte Saint-Amant, sich an einen von ihnen wendend:
„Le Bret, was ist denn aus Ihrem Freunde geworden?“
„Aus Cyrano?“
„Ja, ist er noch immer in seiner Leimath?“
„Ja, noch immer!“
„Er fehlt mir,“ unterbrach Faret, „denn so jung er auch ist, er ist der fröhlichste Tischgenosse, den man sich denken kann.“
„Der tapferste und entschlossenste Fechter...“
„Der originellste und feinste Geist,“ bestätigte Narveze.
„Und das beste Herz von der Welt,“ ergänzte Le Bret.
Diejenigen, die nichts sagten, bewiesen durch ihr Kopfnicken ihre volle Zustimmung.
„Gut gesprochen,“ fuhr der Dichter fort, „und ich für meinen Theil hege nur eine Furcht...“
„Welche?“
„Doch anstatt zu antworten fragte Saint-Amant:
„Vor drei Monaten hat uns Cyrano jansoh verlassen, um sich nach der Gasconne zu begeben?“
„Ganz recht, vor drei Monaten.“
„Und ich finde es nicht seltsam, daß er so lange von Paris fern bleibt? Ich für meinen Theil wüßte dahinter eine gefährliche Liebelei!“
„D. wenn es weiter nichts ist,“ unterbrach einer der jungen Leute.
„Lach mich auspreden, d'Assoucy!“
„Und in fast ernstem Tone fuhr der Dichter fort:
„Ich fürchte, irgend ein schönes junges Mädchen entführt uns unseren Freund mit Zustimmung des Notars und des Pöbels.“
„Also eine Heirat?“
„Doch lächelnd erklärte Le Bret:
„Eine Liebchaft? Das ist unmöglich; doch, daß die Liebe so weit gehen sollte, das glaube ich nicht!“
„Wah, Cyranos Vertrauter weiß darüber mehr.“
„Und wir müssen daraus schließen, daß nur eine Heirat in Paris für unseren Freund zu furchtbar ist...“
„Doch wir werden da sein...“
„Jansoh, wir werden ihn vor so einem solchen Unglück zu schützen wissen.“
Ein allgemeines Gelächter brach los, und als sich der Lärm ein wenig beruhigt hatte, fuhr Le Bret fort:
„Auf Cyrano zurück zu kommen, so glaube ich Euch sagen zu können, daß wir ihn zweifellos bald wiedersehen werden.“
„Hat er dir etwa geschrieben?“
„Nein, er vernachlässigt mich seit einiger Zeit ein wenig.“
„Woher weißt du also?“
„Ein Freund aus der Gasconne hat mir geschrieben, und er theilt mir gleichzeitig etwas mit, was ich ohne ihn nie erfahren hätte.“
„Was denn?“
„Hört,“ begann Le Bret. „Ihr wißt alle, wie traurig Cyrano war, als er Paris verlassen mußte. Erstens mußte er von seinen Freunden aus dem Kienapfel Abschied nehmen, aber auch von seinen Studien, der Wissenschaften und der Philosophie, und dann war vor allem die Ursache dieser Reife, die ihn so traurig stimmte. Ein alter Oheim, der ihn sehr lieb hatte, rief ihn in aller Eile zu sich, denn der Greis fühlte sich dem Tode nahe, doch vorher wollte er seinen Neffen noch einmal wiedersehen und ihn zum letzten Male umarmen. Cyrano heute eine große Zuneigung zu ihm: er ritt Tag und Nacht, und es war ihm ein trauriger Trost, daß er nicht zu spät kam, denn sein alter Oheim starb in seinen Armen. Am Tage nach dem Begräbniß wurde das Testament des Greises eröffnet, und Sabinnen war in demselben als Universalerbe eingesetzt.“
„Ist die Erbschaft bedeutend?“ unterbrach d'Assoucy.
„Etwa 100,000 Francs.“
„Ja, das ist ein hübscher Bissen, um sich zu trösten.“
Der Sprecher war lässlich, klein, rund, sehr nachlässig gekleidet, und obwohl er allen antipathisch war, so ertrug man ihn doch wegen seines schlagfertigen Witzes.
„100,000 Francs,“ fuhr er fort, „ist ein Vermögen für unseren Gasconner, und ein reicher Bissen für Le Bret, den Wirth zum „Kienapfel!“
(Fortsetzung folgt.)